

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1949)

Heft: 1

Artikel: Die Hospize und Spitäler Graubündens im Mittelalter

Autor: Mayer, J. Georg

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-397391>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Hospize und Spitäler Graubündens im Mittelalter¹

Vortrag, gehalten in der historisch-antiquarischen Gesellschaft zu Chur,
den 20. November 1906

von Domherr Prof. Dr. Joh. Georg Mayer †

Bei dieser meiner Arbeit faßte ich zunächst die Fremdenhospize unseres Landes ins Auge. Nicht nur in kirchen-, sondern auch in kulturgeschichtlicher Beziehung wird es von Interesse sein, einen Überblick zu der Fürsorge zu gewinnen, welche den Reisenden an unseren Alpenverkehrswegen im Mittelalter zuteil wurde. Die Anstalten, welche diesem Zwecke dienten, waren aber mehrfach auch für Arme überhaupt und für Kranke bestimmt. Darum glaubte ich sämtliche Anstalten charitativer Natur berücksichtigen zu sollen.

Aus der ältesten Zeit nach Einführung des Christentums in Rätien haben wir keine Nachrichten über Anstalten für Arme, Kranke und Reisende in unserem Lande; allein wir müssen hier die nämlichen Verhältnisse voraussetzen, wie wir sie allgemein anderswo finden. Die Sorge für die Bedürftigen war Sache der Kirche. Eine der vorzüglichsten Pflichten der Bischöfe war die Hilfeleistung für Witwen, Waisen, Kranke, Altersschwache und alle Armen ohne Unterschied des Glaubens. Vor allem war er verpflichtet, die Fremden zu beherbergen. Zu diesem Zwecke mußte in jeder Bischofswohnung ein bestimmter Raum vorhanden sein. Der Bischof mußte die Fremden nicht bloß beherbergen, sondern sie auch bewirten, mit ihnen den Tisch teilen und ihnen die Füße waschen.

Bald wurden für die Beherbergung der Fremden eigene Häuser gebaut, die ersten Hospitäler hießen denn auch Fremdenhäuser (Xenodochien). Neben den Häusern für die Fremden bestanden die Diakonien für die Speisung der Armen. In den Diakonien und Xenodochien wurden bald auch Kranke und Unglückliche aller Art aufgenommen und gepflegt. Dies ist der Ursprung der Hospitäler im allgemeinen Sinne des Wortes. Aus dieser Art der Entstehung erklärt sich, daß schon bald nach Konstantin dem Großen das Hospital, wenn auch unter verschiedenen Bezeichnungen, in jeder Bischofsstadt zu finden ist.

Unserem Churer Bischof Valentinian († 548) rühmt dessen Grabinschrift große Wohltätigkeit nach. Er habe diese besonders gegenüber den «entblößten Scharen» und Gefangenen bewiesen². Darunter sind wohl die Italiker verstanden, welche sich vor der Raublust und

¹ Der Vortrag erschien seiner Zeit im «Bündner Tagblatt» (1906, Nr. 286—290, 292, 293) und wird auf mehrfachen Wunsch ins Bündnerische Monatsblatt herübergenommen, da er wertvolle Hinweise und Belege enthält, ergänzt durch neuere Literaturangaben vom Herausgeber.

² Qui fudit opes, nudataque textit agmina, captivis largia praemia ferens.

Grausamkeit der Gothen und Burgunder flüchteten, sowie die zahlreichen Geiseln und Gefangenen, welche König Theodebeat im Jahre 539 mit sich führte.

Die Klöster, welche vom 8. Jahrhundert an in unseren Gegenden sich ausbreiteten, ließen sich besonders auch die Pflege der Hilfsbedürftigen angelegen sein. Jedes Stift mußte nicht bloß einen Teil des jährlichen Einkommens, sondern auch den zehnten Teil aller Schenkungen für die Armen verwenden. Neben jedem Kloster bestand ein Xenodochium für die Reisenden. Die Fremden kehrten gerne, auch vom direkten Wege abweichend, in den Klöstern ein. In bezug auf die Hospize von St. Gallen und Pfäfers haben wir zahlreiche Nachrichten. Über Pfäfers schreibt Dr. H. Wartmann, Jahrbuch für Schweizerische Geschichte VI, Seite 53 ff.: «An den alten Verkehrs- und Handelsstraßen über den Walensee und den Kunkels zu den großen Bündner Alpenpässen gelegen, erhielt Pfäfers förmlich die Bedeutung eines Hospizes für die dieses Weges Ziehenden. Wer auf einer Romfahrt im Dienste des Kaisers oder auf einer Pilgerfahrt zu den Gräbern der Apostel oder in Handelszwecken auf diesem Wege sich bereit machte, die Schrecken des Hochgebirges zu bestehen, wer wohlbehalten aus denselben zurückkehrte, der fand hier freundliche Aufnahme und mancher Hof ist gewiß als Gelübde, mancher Dank für glückliche Heimkehr dem Kloster geschenkt worden.»

Noch im späten Mittelalter wurde das Kloster Pfäfers vielfach beschenkt, damit es genügende Mittel zur Ausübung der Gastfreundschaft erhalte, oder Gebäude zur Aufnahme der Reisenden erstellen könne.

Auch Disentis wird ohne Zweifel sein Xenodochium gehabt haben, ebenso das Kloster Münster (Tuberis). Später treffen wir im nahen Taufers ein den Johannitern gehöriges Hospiz und Spital.

Selbst in den Frauenklöstern mußte ein abgeschlossener Raum an der Pforte zur Beherbergung der Fremden angebracht werden. Auch in Cazis und Mistail (bei Alvaschein) werden also solche Einrichtungen vorhanden gewesen sein.

Außer von andern Reisenden waren die Alpenpässe Rätiens das ganze Mittelalter hindurch besonders auch von den Rompilgern benutzt und zwar nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus andern Ländern, so besonders aus Schottland, Irland usw.

Die Errichtung von Hospizen in den Alpen war daher Bedürfnis und wird auch frühzeitig erfolgt sein, obgleich wir erst später Zeugnisse dafür haben. Bereits Papst Hadrian ermahnte Kaiser Karl den Großen, den Fremdenhospizen in den Alpen seinen besonderen Schutz zu gewähren (*Hospitia, quae in alpibus sita sunt, pro susceptione perignororum*).

Bischof Viktor von Chur in seiner Klageschrift von 828 (nicht 821) spricht von Herbergen für Reisende und von Armenhäusern (*Xeno*

dochia et pauperum susceptiones), die durch den Grafen Roderich zerstört worden seien. Es gab also bereits mehrere solche Anstalten. Eine derselben, Xenodochium S. Petri, wird in der Restitutionsurkunde von 831 (nicht 825) und in dem Bestätigungsdiplome Ludwig II. von 849 ausdrücklich erwähnt. Gemeint ist unzweifelhaft das Hospiz St. Peter auf dem Septimer, welches das ganze Mittelalter hindurch fortbestand. Die andern Peterskirchen damaliger Zeit in Graubünden lagen an Orten, wo Hospize zwecklos gewesen wären. In Betracht könnte nur St. Peter in Mistail kommen. Allein dort befand sich ein Frauenkloster, neben welchem ein selbständiges Hospiz nicht anzunehmen ist. St. Peter auf dem Septimer ist, wie Schulte sagt, das älteste eigentliche Paßhospiz.

In Chur erscheint im Jahre 1070 das Hospital St. Martin, dem Bischof Dietmar einen halben Weinberg schenkt. Wahrscheinlich bestand diese Anstalt schon lange vorher³.

Ihre Gründung wird dem Bischofe Remedius (Anfang des 9. Jahrhunderts) zugeschrieben, jedenfalls entstand sie aus dem bischöflichen Xenodochium, wie auch das Spital Eigentum der Bischöfe blieb. Es diente ursprünglich nicht nur für Arme und Kranke, sondern auch für die Reisenden. Für Chur ist nämlich kein anderes Fremdenhospiz bezeugt, wo aber in den Städten keine eigenen Anstalten für arme Reisende vorhanden waren, dienten für dieselben die Spitäler. Bischof Adalgott übergab im Jahre 1154 das Spital St. Martin den Prämonstratensern des neugegründeten Klosters St. Luzi. Den Prämonstratensern machte ihre Regel die Sorge für die Armen und Gastfreundschaft («pauperum curam et hospitalitatem») zur besonderen Pflicht. Es waren denn auch mit allen drei Klöstern, welche sie in Graubünden besaßen, Spitäler oder Hospize verbunden. Damit kommen wir zu den Anstalten dieser Art außer der Stadt Chur an den Verkehrswegen in Graubünden.

An der Straße nach dem Septimer treffen wir das Spital oder Hospiz in Churwalden, welches vom dortigen, im 12. Jahrhundert gegründeten Prämonstratenserkloster unterhalten wurde. Im Jahre 1210 machte Heinrich von Sax eine Stiftung zur Erbauung einer Kapelle des Spitals in Churwalden. Offenbar war dasselbe zur Aufnahme armer Reisender bestimmt, und mancher müde Wandersmann, der von der Lenzerheide kam, wird hier Aufnahme gefunden haben. Dieses Hospiz, in einer Wiese ob der Landstraße gelegen, bestand auch später fort. Es besaß 1280 Güter in Zizers und Igis, erhielt 1311 einen Indulgenzbrief und wird noch 1510 im Urbar des Klosters erwähnt.

³ Vgl. jetzt E. Poeschel, Chur, vom Altertum bis ins späte Mittelalter. Bündnerisches Monatsblatt 1945, Seite 51 ff.

Auch mit dem Filialkloster von Churwalden St. Jakob in Klosters war ein Spital oder Hospiz verbunden, welchem 1319 und 1335 Ablaßbriefe erteilt wurden.

Das wichtigste und älteste Fremdenhospiz war St. Peter auf dem Septimer. Schon im 9. Jahrhundert urkundlich bezeugt, scheint es im 11. Jahrhundert in Verfall geraten zu sein. Bischof Wido (1096—1122) ließ es neu erbauen, dotierte es und traf die Bestimmung, daß von demselben jährlich eine Abgabe für ein Mahl (plenum servitium) an die Kanoniker in Chur zu leisten sei.

Da die Septimerstraße im Mittelalter der Hauptverkehrsweg nach Italien war, so hatte das Hospiz dieses Berges große Bedeutung. Im 14. Jahrhundert war die Septimerstraße zerfallen und es drohte Konkurrenz durch den Splügen- und Gotthardpaß. Darum beschloß Bischof Johann II. (1376—1388) mit Rat seines Pflegers Rudolf von Montfort und anderer Amtsleute, eine neue regelrechte Straße über den Septimer bauen zu lassen. Zu diesem Zwecke ging er am 5. März 1387 mit Jakob von Castelmur einen Vertrag ein. Letzterer verpflichtete sich, von Tinzen bis Plurs eine gute Straße zu erbauen, welche auch von schweren Wagen sicher befahren werden könnte. Er soll dieselbe in Zukunft in gutem Zustande erhalten, darf aber als Entschädigung einen genau festgesetzten Straßenzoll erheben.

Diese Straßenbaute wird jedenfalls einen neuen Aufschwung des Verkehrs über den Septimer zur Folge gehabt haben.

Ursprünglich wurde das Hospiz unzweifelhaft von Mönchen besorgt, darum werden auch später die Verwalter des Hospizes, obgleich verheiratete Laien, Mönche genannt. Nachdem der Neubau der Straße vollendet war, wurde die Verwaltung des Hospizes der Familie Gisel in Tinzen übergeben. Sie erhielt Güter in Tinzen zu Lehen mit der Verpflichtung, auf dem Septimer zu wohnen. Sollte diese Bedingung nicht erfüllt werden, so wird die anderwärtige Besetzung des Amtes eines «Mönches» bei St. Peter vorbehalten. Noch 1460 war ein Nikolaus Gisel Rektor oder Mönch auf dem Septimer und er ließ zu dieser Zeit ein neues Urbar des Hospizes anfertigen⁴. Aufsicht und Schutz der Stiftung standen dem bischöflichen Vizdum zu, welches Amt im 13., 14. und 15. Jahrhundert die von Marmels innehatten. So erscheint 1280 Johann und 1477 Aegidius von Marmels als Vizdum. Die Gerichtsgemeinde Stalla nahm nun auch teil an der Verwaltung des Hospizes, ernannte mit dem Vizdum den «Mönch», gab Vorschriften für denselben usw. Die Leute des Hospizes hatten dem Vizdum im Bedürfnisfalle mit Schild und Speer zu dienen gegen jedermann, ausgenommen den Bischof. Im 15. Jahrhundert erscheinen eigene, von Vizdum und Gemeinde gewählte Prokuratoren oder Pfleger des Hospizes.

⁴ Noch jetzt gibt es in Marmels ein Geschlecht Gislet oder Gisletti.

Dieses erhielt vielfach Stiftungen an Gütern und Rechten. Das Urbar⁵ erwähnt insbesondere Schenkungen von Ulrich von Juvalt, Jakob de Porta, Wilhelm von Bivio (1288) Simon von Marmels, Johann von Lenz usw. Das Hospiz besaß Wald und Weiden auf dem Septimer, Güter in Roffna, Tinzen, Obervaz, im Bergell, in Avers, Almens und Fürstenau.

Im Jahre 1271 kauft Otto Racudrus, Rektor oder Mönch auf dem Septimer, für das Hospiz von Ritter Eginio von Caminada zwei Frauenspersonen in Tinzen mit allem, was sie an liegender oder fahrender Habe besitzen. Infolge von Anständen zwischen den Prokuratoren des Hospizes und der Gemeinde Soglio wurden dem Hospiz 1466 gerichtlich 85 Weidrechte zugesprochen.

Der Rektor oder Mönch hatte die Verpflichtung, Arme und Reiche in Nöten aufzunehmen und zu fördern, d. h. jeglichen Menschen, der auf den Septimer kommt und wegen einfallendem Unwetter nicht weiter kann, bei sich im Hause zu haben, ihm Essen und Trinken zu geben, wie er es hat, und ihn bleiben zu lassen, bis derselbe allein oder mit Hilfe vorwärts kommen kann. Hat der Fremde Geld, so soll er bezahlen, hat er keines, so soll er deshalb nicht geschmäht werden. Der Mönch mußte 1—2 Ochsen halten für den Transport der Reisenden und seine eigenen Bedürfnisse. Dem Vizdum und der Gemeinde mußte er für den Schutz alle fünf Jahre 5 Pfund Mailisch geben.

Zum Hospiz gehörte eine Kapelle, für welche Simon von Marmels 1337 eine Abgabe an Butter stiftete zum Brennen eines Lichtes vor dem Altare St. Peter an allen Sonntagsnächten. Es bestand auch eine Kaplanipfründe bei dieser Kapelle. Inhaber derselben war 1399 der Kanonikus Eglolf von Rorschach, und er vertauschte sie mit seinem Bruder gegen die Pfarrei Rorschach. Der adelige Domherr wird allerdings nicht selbst auf dem Septimer gewohnt haben, aber er mußte doch sicher einen Stellvertreter unterhalten und durch denselben die Obliegenheiten besorgen lassen. Der Überschuß fiel dem Inhaber zu, und es scheint die Pfründe gut dotiert gewesen zu sein. Noch 1525 war ein Kaplan auf dem Septimer angestellt.

Die rege Kirchenbautätigkeit in Graubünden zu Anfang des 16. Jahrhunderts erstreckte sich selbst auf den Septimer. Da die Kapelle baufällig geworden war, erhielten im Jahre 1513 die Prokuratoren derselben vom Bischofe die Erlaubnis, Sammlungen für einen Neubau veranstalten zu dürfen. Sie stellten sodann am 10. November gleichen Jahres für einen Beauftragten einen Sammelbrief aus mit der Bitte an alle Stände um milde Gaben für den Neubau von Kirche und Hospiz.

⁵ In der Kantonsbibliothek, veröffentlicht durch F. Jecklin im Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, 1914.

Im 16. Jahrhundert ging das Hospiz ein, die Einkünfte zog die Gemeinde an sich. Die verlassenen Gebäude wurden Schlupfwinkel für Straßenräuber. Ein bischöfliches Visitationsprotokoll von 1623 hat bei Bivio die Bemerkung: In einem Meßbuche seien die Stiftungen der Kapelle auf dem Septimer verzeichnet, in derselben werde aber nicht mehr Gottesdienst gehalten, da sie zu einer Räuberhöhle (spelunca latronum) geworden sei. Im Oberhalbstein lebt die Überlieferung fort, daß im 18. und sogar noch im 19. Jahrhundert mancher Reisende auf dem Septimer durch Räuberhand den Tod gefunden habe. Um unbemerkt vorbeizukommen, haben manche ihren Saumpferden die Hufe mit Tüchern verbunden. Ein Landvogt von Reams, Kaspar Frisch, sei einmal von den Räubern bis Reams verfolgt worden. Hier angekommen sei sein Pferd tot niedergestürzt. Ein großer Hund des Landvogtes habe auf dem Wege die Räuber immer wieder zurückgedrängt und dann sich jeweilen wieder zu seinem Herrn auf das Pferd gesetzt! Die Straße war zu dieser Zeit zerfallen und an einzelnen Stellen nur mit Gefahr passierbar. Ruinen von Hospiz und Kapelle befinden sich noch jetzt auf dem Septimer⁶.

Ebenfalls an der Septimerstraße gelegen war das Hospital oder Hospiz bei der Gaudentiuskirche zu Casaccia im Bergell. Kenntnis von denselben gibt uns ein Spruchbrief von 1533, andere Nachrichten haben wir nicht. Die Kirche St. Gaudentius war im 10. Jahrhundert im Besitze des Klosters Pfäfers, möglicherweise datiert das Hospiz schon aus jener Zeit. Es diente jedenfalls besonders auch für die Pilger, da die St. Gaudentiuskirche eine besuchte Wallfahrtsstätte war.

Nicht unbedeutend war das Spital oder Hospiz St. Nikolaus und Ulrich in Kapella bei Scans an der Straße ins Unterengadin. Dasselbe ist für das Ende des 13. Jahrhunderts bezeugt und war nach dem bischöflichen Einzugsrodel von der Abgabe des Zehnten befreit. Man behauptet, daß hier ein Benediktinerkloster bestanden habe. Zeugnisse hiefür liegen nicht vor. Daß es sich aber ursprünglich um die Anstalt eines Ordens handelte, geht daraus hervor, daß das Spital nach 1551 mit dem Namen Kloster bezeichnet wurde. Das an dem Portal des halbwegs zerfallenen Kirchleins noch sichtbare in Stein gehauene Malteserkreuz legt die Vermutung nahe, daß hier eine Niederlassung des Johanniterordens bestand. Die Johanniter bildeten ursprünglich einen mönchsartigen Verein zur Verpflegung der Fremden, Armen und Kranken, der vom Spital der Kirche St. Joh. Bapt. in Jerusalem aus sich verbreitete. Noch im 12. Jahrhundert verwandelte sich diese Spitalgesellschaft in einen Ritterorden zum

⁶ Vgl. Conrad H., Neue Feststellungen auf dem Septimer, im Bündnerischen Monatsblatt 1934, 1935 und 1938.

Kämpfe gegen die Ungläubigen. Die Aufgabe der Verpflegung von Fremden, Armen und Kranken wurde beibehalten, dieser Dienst aber den dienenden Brüdern zugewiesen. Der Orden verbreitete sich im 12. und 13. Jahrhundert im ganzen Abendlande und erhielt auch in unserer Nähe Niederlassungen in Wädenswil, in Feldkirch, in Latsch und Taufers im Vintschgau. Bischof Hartmann II. von Vaduz gehörte demselben an. Das Spital in Scansf wird gemäß den Bestimmungen des Johanniterordens für die Verpflegung von Fremden, besonders von Pilgern, sowie von Kranken und Armen überhaupt gedient haben. Frühzeitig trat im Johanniterorden ein Zerfall ein und es ist daher begreiflich, daß auch in Scansf die Leitung des Spitals an Laien, beziehungsweise an die Gemeinden überging. Nach und nach fiel die Pflege der Fremden und Kranken weg, das Spital wurde, wie aus den Regesten der Gemeindefarchive Samaden und Scansf hervorgeht, im 16. Jahrhundert nur noch als Armenstiftung betrachtet⁷. Als Eigentümer treten nun sämtliche Gemeinden des Oberengadins auf. Im Jahre 1551 hatten die Gemeinden Zuoz, Scansf, Campovast und Madulein die Güter des Spitals unter sich verteilt. Dagegen klagten die Gemeinden Samaden, Celerina, Pontresina, St. Moritz, Silvaplana und Sils. Der Bürgermeister Luzius Heim von Chur als Schiedsrichter bestimmte, daß der frühere Zustand wieder hergestellt werde. Zum Austeilen der Gaben sollen die Gemeinden einen Pfleger und eine Pflegerin wählen. Was aus dem Kloster entfernt wurde, soll wieder zurückgegeben werden. Wenn man nicht mehr Messe halten lassen will, sind die für den Priester bestimmten Einkünfte an die Armen zu verteilen. Noch im Jahre 1615 wird bestimmt, daß der Pfarrer von Scansf auch im Spital (Xenodochium) zu predigen habe. Wie aus dem Schiedsspruche von 1551 hervorgeht, war früher ein eigener Geistlicher am Spital angestellt.

In Zernez, wo die Straße über den Ofenpaß abzweigt, befand sich ebenfalls ein Spital für fremde Kranke und Reisende. Erst ein Gerichtsurteil von 1528, welches Prof. Muoth in den Annalen publiziert hat, gibt uns von diesem Spital Nachricht. Die Sindici desselben traten vor Gericht auf und erwirkten die Rückgabe gewisser Güter an das Spital. Wahrscheinlich befand sich dieses bei der Kapelle St. Anton, welche urkundlich öfter erwähnt wird.

Ein Hospiz, das seit Jahrhunderten in Vergessenheit geraten war und erst vor kurzer Zeit durch aufgefundene Urkunden im Kloster Münster wieder bekannt wurde⁷, befand sich in St. Maria im Münstertale. Hier vereinigen sich die Straßen des Umbrail- und

⁷ B. Mathieu, Zur Geschichte der Armenpflege in Graubünden, JHGG 1927, Seite 152 ff. und 185. — A. Schwarzenbach, Beiträge der Geschichte des Oberengadins 1931, Seite 120 ff.

⁸ Vgl. Mitteilung im «Anzeiger für Schweizergeschichte 1904, Nr. 1.

Ofenpasses und es war daher hier eine Fremdenherberge sehr am Platze. St. Maria wurde früher als Silva oder Silvapiana bezeichnet, so in einer Urkunde des Bischofs Eginio in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Erst im 15. Jahrhundert wird das Tal St. Maria genannt, während für einen kleinen Weiler in der Nähe desselben der Name Selva (Sielva) bleibt. Die Bezeichnung Silva oder Silvapiana führte zu einer Verwechslung mit Silvapiana im Oberengadin, und man hat daher die ganz spärliche Erinnerung an ein Kloster nach diesem Silvapiana verlegt. Aus dem Inhalte der Urkunden geht jedoch hervor, daß es sich nur um das heutige St. Maria handeln kann.

Am 7. Oktober 1228 kaufte nun der Priester Johann de Grava von Konrad dem Sohne des Oswald für fünf Pfund ein Stück Wiesland im Münstertale an dem Orte, der St. Maria in Selva genannt wird. Dasselbe grenzte gegen Osten an die öffentliche Straße, gegen Westen an die Moranza. Diese Grenzbestimmungen und die Angaben anderer Urkunden weisen darauf hin, daß der gekaufte Platz ob St. Maria im Winkel der letzten Kehre der jetzigen Umbrailstraße gelegen ist.

Auf demselben erbaute Johann de Grava eine Kapelle St. Maria und ein Hospiz für Reisende und Arme. Bischof Berthold nahm ihn und den von ihm für die Stiftung erworbenen Platz in seinen Schutz. 1232 war die Kapelle vollendet, und Bischof Berthold stellt einen Empfehlungsbrief aus zu Gunsten der Sammlungen für das Hospiz, welches dienen soll für die Reisenden und Armen (*ad receptionem pauperum seu ad consolationem omnium alpes asperrimas transeuntium*). Im Juni 1233 weiht Bischof Berthold die Kapelle und bestätigt die Schenkung eines Weidlandes durch die Leute von Münster.

Schon im Jahr 1228 ist von Genossen des Priesters Johannes die Rede und 1236 besteht bereits ein Kloster des Augustinerordens (Augustiner-Chorherren) mit einem Propst. Papst Gregor IX. bestätigte dasselbe am 29. April gleichen Jahres. Es bestand also in St. Maria eine ähnliche Einrichtung wie auf dem St. Bernhard und dem Simplon: ein Kloster der Augustiner-Chorherren verbunden mit einem Hospiz. Hauptzweck der Stiftung war offenbar die Unterhaltung des Hospizes für die Unterkunft der Reisenden und die Pflege von Armen und Kranken. Wie man für das Hospiz auf St. Bernhard Jahrhunderte hindurch Sammlungen veranstaltete, so wurde auch der Bau von St. Maria vorzüglich durch Kollekten ermöglicht.

Das Hospiz in St. Maria scheint nicht lange bestanden zu haben, da wir später keine Nachrichten von ihm haben. Die Kapelle erscheint 1390 im Besitze des Klosters Münster.

Hoch ob Poschiavo an der Straße nach Tirano war Kloster und Hospiz San Romerio. Die Kirche ist noch jetzt erhalten und ebenso ein Haus bei derselben.

Von Hospizen an der Straße über den Splügen und Bernhardin haben wir nur ganz geringe Spuren. Immerhin genügen sie zu der Annahme, daß zwei derselben bestanden haben. Auf dem Splügen heißt ein sehr altes, meist aus Quadersteinen erbautes Haus «zum Kloster». Es ist vielleicht die im Finkünfterodel des Bistums Chur aus dem 11. Jahrhundert erwähnte cella in Speluca. Offenbar war dieses Kloster ein von Ordensleuten besorgtes Hospiz.

Fast bis zum Rheinwaldgletscher vorgeschoben war das Kirchlein St. Peter, «die erste fromme Stätte, die der junge Rhein fast noch in der Gletscherwelt selbst begrüßte». Heinrich von Sax schenkte es 1219 dem von ihm gegründeten Kollegiatstifte San Vittore. Bei diesem Kirchlein, das manche Einkünfte und Alpen besaß, befand sich ein Klösterlein und Hospiz für die Reisenden. Spätere Nachrichten reden von einer Einsiedelei. Es wird sich um eine kleine Vereinigung von Waldbrüdern, vielleicht um Begharden gehandelt haben, die sich der Pflege der Reisenden widmeten. Bis ins 15. Jahrhundert werden letztere nicht gerade zahlreich gewesen sein, erst zu dieser Zeit, besonders nach Erbauung des Weges durch die Via mala (1473), wurde der Verkehr lebhaft.

Noch jetzt soll die Pfarrkirche in Hinterrhein Einkünfte aus den Besitzungen des Klösterleins oder Hospizes bei St. Peter beziehen.

An der Straße nach dem Lukmanier treffen wir bei Somvix ein Hospiz für Reisende. Dort bei der Kapelle St. Benedikt ob dem Dorfe entstand im 13. Jahrhundert eine ganz eigenartige Institution, von der uns eine Reihe von Urkundenausügen im Archiv des ehemaligen Klosters Pfäfers Nachrichten geben. Sie wurde Collegium devotorum genannt und war eine Gesellschaft von Personen, welche, ohne eigentliche Ordensgelübde abzulegen, ein gemeinsames, der Frömmigkeit und Arbeit gewidmetes Leben führen wollten. In zwei Häusern lebten streng getrennt voneinander die männlichen und weiblichen Mitglieder. Sie hatten ihren täglichen Gottesdienst und ihre andern religiösen Übungen, im übrigen widmeten sie sich der Handarbeit. Mit den beiden Häusern waren Hospizen für Fremde verbunden. Die Leitung hatten, wenigstens später, drei Mönche von Disentis. Eigentliche Gründerin dieses Kollegiums ist die Witwe Rigenza de Valle. Sie erbaute in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Kapelle St. Benedikt und machte sodann mit Einwilligung ihres Vogtes, Wilhelm von Pultingen, eine Reihe von Schenkungen. So kauft sie («in praesentia omnium subditorum») verschiedene Güter, welche sie dem Kollegium übergibt. Zuletzt schenkt sie alle ihre unbewegliche und bewegliche Habe (darunter auch 12 Kühe, Hauseinrichtung usw.). Dem Kollegium traten unter andern bei Konrad de Rufen und seine Ehefrau Agnes, Heinrich von Runcal und seine Ehefrau Bertha. Ulrich de Fopa und Rudolf de Valrifa übergaben ihre Töchter Judenta und Margarita mit entsprechender Aussteuer.

Daß mit dem Kollegium ein Hospiz verbunden war, bezeugen die erwähnten Urkundenauszüge, sowie spätere Visitationsakten. Im 16. Jahrhundert ging das Kollegium samt dem Hospiz ein.

An und auf dem Lukmanier lagen mehrere Hospize. Die Benutzung dieses Passes ist für das frühe Mittelalter bezeugt und der lombardisch-karolingische Münzfund bei Ilanz hat diese Zeugnisse aufs neue bestätigt und illustriert. Daß das Kloster Disentis schon damals, also im 8. Jahrhundert, außer dem Xenodochium in Disentis selbst auch ein Hospiz auf dem Lukmanier unterhielt, ist sehr nahe liegend, urkundliche Nachrichten haben wir jedoch hierüber nicht. Erst für 1374 wird bezeugt, daß Abt Johann III. von Disentis das Hospiz St. Maria errichtet habe, damit erschöpfte Reisende in demselben Stärkung und Obdach finden. Er widmete hiezu verschiedene Klostergüter auf dem Berge selbst und im Bleniotale und übertrug die Sorge für das Hospiz dem Bruder Thaddäus und dessen Gehilfen Andreas. Es wird sich gewiß nicht um eine Neugründung, sondern um die Wiederherstellung des Hospizes gehandelt haben. Undenkbar wäre es, daß bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts der wichtige und beschwerliche Paß vom Kloster ohne Hospiz gelassen worden wäre. Bruder Thaddäus war Prior des auf der italienischen Seite des Lukmanier gelegenen Hospizes Camperio. Mit diesem Hospiz waren aber noch zwei andere auf der Tessiner Seite verbunden. Sie wurden von Mönchen besorgt, welche unter dem Prior von Camperio standen. Dieser Mönchsgenossenschaft übergab der Abt von Disentis das Hospiz St. Maria und er schied für dasselbe nun besondere Besitzungen aus.

Weitere Hospize waren St. Gallus, eine Stunde ob Pardatsch, dem Kloster gehörig, und St. Joh. Baptist nicht weit vom Wasserfalle des Rheines ob der Mündung der Cristallina. Leider haben wir von diesen Hospizen keine näheren Nachrichten.

Das Hospiz St. Maria besteht bis heute fort und ist noch jetzt im Besitze des Klosters Disentis. Es ist das einzige von den mittelalterlichen Hospizen, welches sich bis in unsere Zeit erhalten hat.

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, bestanden also im Mittelalter Hospize an der Septimerstraße in Churwalden, St. Peter auf dem Septimer und Casaccia, sodann in Scanfs, Zernez, St. Maria im Münstertal, San Romerio bei Poschiavo, in St. Jakob im Prätigau, auf dem Splügen und St. Peter im Rheinwäld, in St. Benedikt bei Somvix, und drei Hospize auf dem Lukmanier. Das sind die Hospize, von denen wir historische Nachrichten haben. Ohne Zweifel gab es noch andere, so besonders auf dem Albulapaß und dem Julier (Kapelle St. Sebastian). Auch in Panix soll ein Hospiz bestanden haben. Ferner legen besondere Gründe die Vermutung nahe, daß es Hospize oder kleine Spitäler gab auf der Luziensteig, in Reichenau,

St. Agatha bei Fürstenau, St. Kassian auf der Lenzerheide, St. Kassian bei Vicosoprano und am Scalettapaß.

Die Hospize waren Wohltätigkeitsanstalten mit religiösem Charakter. Wohl davon zu unterscheiden sind die Wirtshäuser, die Tavernen, in welchen die Reisenden gegen Bezahlung bewirtet wurden. Sie waren fast ausschließlich im Besitze der Landes- und Gerichtsherren. So gehörten dem Bischofe von Chur solche in Schaan, Chur, Lenz, Marmels, Zuoz und Ardez.

Einzelne Fremdenhospize, wie das in Scans und wohl ebenfalls das in Churwalden, waren auch für Kranke und Arme überhaupt bestimmt. Ebenso gab es bei den Klöstern, z. B. in Pfäfers, neben dem Hospitale hospitum auch ein Hospitale pauperum. Im übrigen finden wir Spitäler für Arme und Kranke nur in der Stadt Chur. Im Jahr 1386 beschlossen Rat und Bürger von Chur mit Einwilligung des Bischofs und Domkapitels, sowie des Bistumpflegers, das Rathaus ihrer Stadt als offenes Spital für arme Leute zu bestimmen. An diesen sollen Werke der Barmherzigkeit geübt werden, Gott, der heiligen Jungfrau und allen Heiligen zur Ehre und den Seelen der lebenden und verstorbenen Wohltäter zum Heile. Das Spital sollte ein Haus des heiligen Geistes sein. Die Spitäler wurden nämlich damals meist dem heiligen Geiste gewidmet nach dem Vorbilde des großen Spitales zum heiligen Geiste in Rom und des Ordens der Spitalbrüder vom heiligen Geiste (gestiftet im 12. Jahrhundert von Guido von Montpellier).

Für das neue Spital in Chur gaben schon bei der Gründung Rudolf von Schauenstein 100 Gulden, Peter von Unterwegen und seine Ehefrau von Gerstenegg 100 Gulden. Diese Summe sollte verwendet werden zur Aufnahme von «siechen, armen und elenden Lüten». Bischof Johann gab 20 Gulden, genehmigte die Spitalstiftung am 25. Juli 1386 und bestimmte, daß derselben alle zugewandten Vergabungen in Liegendem und Fahrendem stets verbleiben und zu Nutzen kommen sollen. Ferner erlaubte er die Errichtung einer Kapelle und eines eigenen Friedhofes für das Spital. Die Pastoration sollte von einem Priester besorgt werden, welchen der Pfarrer von St. Martin bestimmen würde. Am 20. September gleichen Jahres verlieh der Bischof Ablässe für die Wohltäter des Spitals und am 28. Dezember stellt er einen Empfehlungsbrief aus für Sammlungen in der ganzen Diözese zugunsten des Spitals. Dieses besaß später besonders auch im Prätigau manche Güter und Zinse. Eine größere Zahl bezüglicher Urkunden besitzt das Statthaltereiarchiv in Innsbruck. Das Spital blieb bekanntlich auch später erhalten.

Mit den Kreuzzügen wurde in das Abendland eine bis anhin seltene Krankheit verschleppt, die arabische Art der Lepra, der Aussatz, welcher Jahrhunderte hindurch furchtbare Verheerungen anrichtete. Er bedeckte nicht nur die weicheren Hautteile, besonders das Gesicht, mit krebsartigen Geschwüren, er erfüllte vielfach auch

das Gemüt mit tiefer Schwermut. Man betrachtete im Mittelalter die Aussätzigen mit einer gewissen Ehrfurcht, mit heiliger Scheu. Man verehrte in ihnen Christus selbst, den von der Welt Verstoßenen, den Mann der Schmerzen. Die Aussätzigen wurden unter gewissen religiösen Zeremonien abgesondert, allein man ehrte sie als Gottgeweihte und sorgte für sie mit Liebe und Hingabe. Bei den Städten und größeren Ortschaften wurden eigene Leprosenhäuser mit Kirchen oder Kapellen errichtet. In Chur diente für diesen Zweck Haus und Kapelle St. Anton an der Straße nach Malix. Diese Anstalt war ebenfalls den Mönchen von St. Luzi unterstellt. Papst Innozenz III. bestätigte ihnen auch die Kapelle St. Anton. Die Prämuntstratenser hatten also für den Gottesdienst und überhaupt für die geistlichen Bedürfnisse der Leprosen zu sorgen. Aber auch für den materiellen Unterhalt hatten sie Bedacht zu nehmen. Vom Kloster fiel jedes zehnte Brot, jede zehnte Tafel Schmalz und von der Alp Ramutz jeder zehnte Käs und jeder zehnte Ziegerling den Leprosen bei St. Anton zu. Starb ein Mönch, so erhielten die Leprosen die Kleider desselben.

Während das Siechenhaus St. Anton für aussatzkranke Bürger von Chur bestimmt war, diente das Sondersiechen- oder Pesthaus bei der Kirche zu Masans besonders auch zur Aufnahme fremder Kranken. Diesem Spital wurden selbst von auswärts Stiftungen zugewendet.] So machte der Pfarrer von Schnüfis, Anton Tumb, 1440 eine Vergabung, aus welcher jährlich den Siechen in Masans ein Viertel Wein gereicht werden sollte.

So war durch die erwähnten zahlreichen Wohltätigkeitsanstalten für arme Reisende, Kranke und Hilfsbedürftige hinlänglich, ja reichlich gesorgt.

Die Bedeutung des Archives Pfävers für die Bündner Geschichte

Von lic. jur. Franz Perret, Ragaz

Das Archiv des Klosters Pfävers befindet sich gegenwärtig im Stiftsarchiv St. Gallen. Es ist aber auch für die Bündner Geschichte von eminenter und mannigfacher Bedeutung. Wir wollen hierüber kurz einige Punkte andeuten.

1. Die Abtei Pfävers wurde gegen 740 gegründet und 1838 nach über elfhundert Jahre langem Bestand aufgehoben. Ihr Archiv umfaßt in die Tausende von Originalurkunden, bis zur Reformation allein über neunhundert. Dazu kommen noch zahlreiche wertvolle Bände mit Urkundenabschriften und rechtshistorischen Quellen, von denen wir nur die *Lex Romana Curiensis* zitieren möchten.